

**Zeitschrift:** Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen  
**Herausgeber:** Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz  
**Band:** 11 (1916)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Was eine Proletarierin erlebte und wie sie zur Sozialistin wurde  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-351076>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

gekennzeichnet wurden, werden in der Gegenwart für ihre außerordentlichen Leistungen geyriesen wie noch nie zuvor. Schöne Worte kosten nicht viel. Die Frauen sind bescheidener denn je, da blutiges Weh auf ihren Herzen lastet. So meint der nimmersehende, vor keiner Gewalttat, vor keinem Unrecht zurückstehende Kapitalismus.

Doch schon regen sich allerorten die Stimmen der Frauen, die ihr wirtschaftliches Recht verlangen: Bei gleicher Arbeitsleistung gleicher Lohn. Die bisherigen Erfahrungen lehren, daß nur bei der restlosen Durchführung der Organisation dieser Forderung volle Nachachtung verschafft werden kann. Das haben kürzlich die englischen Straßenbahnschaffner in Newcastle (sprich Niukhestel) bewiesen. Sie lehnten es ab, Frauen in ihrem Beruf zuzulassen, wenn sie nicht den gleichen Lohn wie die Männer erhalten und nicht der Gewerkschaft beitreten. Beides geschah. Die Frauen organisierten sich und erhalten heute fünfunddreißig Franken Wochenlohn. Wollen die schlechtbezahlten Frauen nach dem Kriege nicht als Schmuckkonkurrenten, als Lohndrückerinnen, gegen die Männer verwendet werden, dann müssen sie sich in den Gewerkschaften, in den Organisationen, zu einer starken Macht vereinigen.

### Klage der Bräute.

Uns schlug das schwerste Leid. Uns trog der Traum der Träume. Mit seinem Leben sank auch unser Leben hin.  
Wir glichen gestern Bäumen voller Blütenhäume,  
Die selig schmückten tausend Wegesäume.  
Entblättert steh'n wir nun, erblichen am Beginn.

Uns ward ein Leid, das weher ist als Mutterleid.  
Ihr Mütter sah' euch lang in eurem Sohn besiegt.  
Wir nähten heimlich nachts am Kinderkleid  
Und nähten ein das schönste Traumgeschmeid.  
Da ward das Tor des Traumreichs ewig uns verriegelt.

Uns blinkten bald die Fahne, da an junger Brust  
Der blaße Traum in Glück und Glut erglühen würde.  
Wir waren Wolken, die das Himmelsheim gewußt.  
Wir lebten rein nach unsrer reinsten Lust.  
Da fiel der Tod uns bleiern an mit fahler Bürde.

Was sollen wir nun noch? Die Rosen, die der Reif  
In blinder Nacht berührte, blättern bleich in Bälde.  
Sein Grab umschwelt ja jeder Nebelschweif.  
Sein Grab umschwelt ja jeder Nebelschweif.  
Uns hält nichts mehr als Heimweh nach dem fernen Felde.  
Friedrich Hunger.

### Männer, das Frauenstimmrecht her!

Den Herrschenden in den kriegsführenden „Kultur“-ländern wird angst und bange vor der aufkeimenden Saat, die sie mit der Entfesselung des Weltbrandes ausgestreut haben. Noch mitten drin im heispiellosen Massen Schlachten sinnen sie auf neue noch verheerendere Mittel der Kriegsführung. Die Blut- und Tränenströme, die unaufhörlich fließen, sind ihnen keine Mahner für die Umkehr zur Menschlichkeit. Die Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft nehmen ihren erschreckenden Fortgang. Zu ihnen gefallen sich unter dem Deckmantel heuchlerischer „Vaterlandsliebe“ die Rüstungen von Staat und Kirche zur Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen und geistigen Ausbeutung des Arbeitsvolkes. Plamäßig wird auf eine noch härtere Knebelung der Lohnsklaven hingearbeitet.

Nun die arbeitenden Frauen durch die namenlosen Leiden des Krieges zur Selbstbesinnung, zur Erkenntnis ihrer menschenunwürdigen wirtschaftlichen und sozialen Stellung innerhalb der Gesellschaft kommen, nun sie nicht mehr vereinzelt wie zur Zeit der großen revolutionären Umwälzungen nach den ihnen vorenthaltenen Menschenrechten rufen, ist man willfähriger geworden. Großzügig schreiten die kleinen Länder Dänemark, Norwegen und

Holland voran. Gleches Staatsbürgersrecht für Mann und Frau! Diese Forderung ist für die nordischen Völker heute ein anerkannter demokratischer Grundsatz, der zum Teil schon wirkliches Leben geworden ist.

In den kapitalistisch fortgeschrittenen Weltmachtsstaaten England, Frankreich, Deutschland, Österreich, zeigt sich keine Eile zur Lösung der Frau aus den Bänden ihrer Jahrtausende andauernden Verknedlung. Der Bibelspruch: Und er soll dein Herr sein, übt seine faszinierende Wirkung sogar noch auf viele dem Sozialismus Gefolgschaft leistende Ge- nossen aus.

Gewiß, jeder Fortschritt, auch der kleinste, auf dem Wege zur politischen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne, ist von grundlegender Bedeutung. Wenn die zürcherische Kirchen-Synode, wie dies jüngst geschah, für das Stimmrecht und die Wahlbarkeit der Frauen in die Kirchenbehörden eingetreten ist und dieser Vorstoß auf kantonalem Boden gewagt werden will, kann dies den Arbeiterinnen nur recht sein. Wir glauben nur, daß die an die Verleihung dieser Rechte geknüpften Hoffnungen sich nicht erfüllen werden. Die Erwartung, daß die Kirche durch die Frauen wieder zu dem werde, was sie einstmals im Mittelalter gewesen, zu einem Zentralpunkt, einer Stätte künstlerischen und seelischen Geniehens. Hierzu vermag auch der Zulaß der Frauen zur Ausübung des geistlichen Amtes nichts beizutragen, wie er vor geraumer Zeit im Kanton Graubünden unserem Geschlecht eingeräumt worden ist. Willkommener wird vor allem den Proletarierinnen der Einzug in die Schul- und Armenbehörden sein, falls die zu ergreifende Initiative echtem Wohlwollen für die Frauen in den Stäten und in der Volksabstimmung begegnen wird.

Angeichts der empörenden und unerhörten Obersten-Geschichte, des Neutralitätsbruches, der die feingesponnenen Täden bis in die allernächste Nähe des Generals bloßlegt, möchte man wünschen, daß der sittigende Einfluß der Frauen, der Mütter, sich auch endlich auf dem Gebiete der öffentlichen Angelegenheiten bemerkbar mache. Es ist so manches morsch und faul im Staate der Männer. Da könnte das feinere, tiefere und verantwortungsvollere Empfinden der Frau viel Gutes und Heiliges wirken und beitragen zur Beseitigung unhaltbarer Zustände und Einrichtungen, zur Gesundung des politischen Lebens überhaupt. Drum fordern wir lauter denn je: Männer, das Frauenstimmrecht her!

### Was eine Proletarierin erlebte und wie sie zur Sozialistin wurde.

(Von einer Genossin in R.)

Schon in früher Jugend verlor ich meinen guten Vater durch einen Unglücksfall. Der gewaltsame Tod war für uns ein harter Schlag. Mit einem Male wurden wir mittellos. Die treubesorgte Mutter mußte sich fast Tag und Nacht mit Stickereiarbeit ab, um sich und die drei Kinder in Ehren und Rechten durchzubringen. Unsere kleinen Händchen mußten auch schon fleißig mithelfen.

In meinem fünfzehnten Jahre kam ich zu einer Schneiderin in die Lehre. Schon recht bald mußte ich erfahren, wie ein Proletarierkind ausgebeutet wird. Begreiflicherweise hatte meine gute Mutter nicht die Mittel, um mit blanken Taschen das Lehrgeld zu entrichten. So mußte ich es selbst abverdienen. Den besser gestellten Lehrtochter war eine Arbeitszeit von acht Stunden vorgeschrieben. Mein Arbeitstag zählte vierzehn Stunden, von morgens sechs bis abends neun Uhr. In der Mittagspause wurde ich dann stets noch für allerlei Botengänge verwendet oder ich mußte dem Dienstmädchen in der Küche bei seinen Arbeiten behilflich sein. War es Feiertag, dann galt es erst recht zu schaffen ohne Ruß und Ruh'. Mit wehem Herzen konnte ich mich nicht dagegen wehren, daß ich auf alle möglichen Arten

ausgenutzt wurde. Und die Meisterin — ich muß ihr dieses Zeugnis ausstellen — verstand das wirklich meisterhaft.

Als ich am Fronleichnamsfest einen Vortrag anhören wollte und um ein paar Freistunden bat, wurde ich schroff abgewiesen. Man redete mir ernstlich ins Gewissen. Ich sei nun schon ein Mädchen von sechzehn Jahren und sollte doch in erster Linie meinen Pflichten nachkommen. Das würde mein katholischer Glaube von mir verlangen. Doch alles Zureden half diesmal nichts, ich folgte meiner inneren Stimme und tat, was ich nicht lassen konnte. Ich verließ ohne Erlaubnis das Haus. In bangen Sorgen erwartete ich den kommenden Tag.

Als ich des andern Morgens schon vor sechs Uhr an meine Arbeit wollte, sah ich zu meinem größten Erstaunen, wie meine Meisterin eifrig drauflos nähte, was sonst nicht der Fall war. Ich wünschte also guten Tag. Bornig wurde mir die Türe gewiesen. Ich möge nur hingehen, wo ich gestern gewesen sei. Ich wäre nur zu faul zum Arbeiten. Ich gehöre zu jenen, die immer Feiertag haben und doch den großen Lohn einziehen möchten. Die „Sozi“ machten es so. Man sehe ja das immer am ersten Maitag. Da forderten sie kürzere Arbeitszeit und höhere Lohn, und zuletzt wollten sie gar nichts mehr tun.

Die Türklinke noch in der Hand, machte ich ganz ruhig kehrt. Denn schwächer konnte es mir wahrhaftig auch andernorts nicht ergehen. Wie ich über die Schwelle treten wollte, kam rasch die erste Buschneiderin auf mich zu, nahm mich sachte bei der Hand und sagte zu mir beschwichtigend: „Nein, so darfst du nicht fortkauen, meine liebe Kleine. Komm nur mit mir, es darf dir kein Leid geschehen. Die Meisterin ist eben ganz aufgebracht, weil du ihren Befehlen nicht gehorchest, aber du tatest ganz recht daran, daß du einmal nach deinem eigenen Willen gehandelt hast.“ So ging ich denn wieder mit ihr an die Arbeit, wußte ich doch, wie gut sie es mit mir meinte, nahm meinen Platz von neuem ein und arbeitete mit noch vermehrtem Eifer. Still und zurückgezogen, wie es in meinem Wesen lag.

Die Meisterin aber schwippte und zankte den ganzen Tag, bis endlich die erste Vorgesetzte sich ganz energisch für mich ins Zeug legte. Sie rühmte meine guten Leistungen sowie das Betragen und drückte ihre volle Zufriedenheit über mich aus. Wir anderen arbeiteten alle unter der Leitung dieser Vorgesetzten, unser etwa zwölf bis fünfzehn Personen. Denn die Kenntnisse sowie die Leistungen der Arbeiterin überragten bei weitem jene der Meisterin. Auch war sie in allem vernünftiger und einsichtsvoller. Indessen, das war noch lange nicht der letzte Strauß, bis meine Lehrzeit beendigt war.

Sch atmete erleichtert auf, als ich endlich „frei“ arbeiten durfte und nicht mehr in der Zwangsjacke steckte. Zum ersten ging ich in die Kundenhäuser. Da lernte ich manche verschiedene Auffassung des Lebens kennen. Der Geist, der in den meisten bürgerlichen Familien herrscht, war mir zuweilen fast unerträglich. Arbeiten konnte man nie zu viel, der Lohn wollte immer noch gedrückt werden, obwohl ich hartnäckig mein Prinzip verteidigte: „Wie die Arbeit, so der Lohn.“ Denn ich hatte in der strengen Lehre gut arbeiten gelernt. In den Arbeiterfamilien war mir viel wohler. Da wurde mir in den meisten Fällen für die guten Leistungen noch ein Trinkgeld angeboten. Wie seltsam! Der Arme, der Arbeiter, hatte stets noch von dem wenigen, das er besaß, ein Scherlein für die anderen übrig, während der Reiche, der Bürgerliche, mit dem vielen, das er sein nennt, nie auskommt.

Nun waren unter den Arbeiterfamilien auch solche, die der Arbeiterbewegung nicht das richtige Verständnis entgegenbrachten. Manche Frau jammerte und klage: „Ach, seien Sie, seit mein Mann bei der Arbeiterpartei ist, kommt er nie mehr zur Zeit nach Hause. Das Wirtshausleben ist ihm viel lieber. Bis spät in die Nacht hinein hockt er fort. Man sagt mir immer, daran wären nur die „Sozi“ schuld, die immer hechten und streiten. Das seien gar keine guten Leute, die müßte man meiden so viel als möglich. Die hät-

ten noch nie etwas Großes zuwege gebracht.“ Ich machte mir bei solchen Redensarten meine eigenen Gedanken und sann dann hin und her, wie es wohl möglich wäre, ein gerechtes Urteil über diese Partei zu gewinnen und in ihr Wirken Einsicht zu erlangen.

Trotz all der vielen Warnungen und Mahnungen reichte ich eines Tages einem Manne die Hand zum Bunde für das Leben, von dem ich wußte, daß er ein Sozialdemokrat war. Ich beobachtete unablässig sein ganzes Tun und Lassen. Doch nie konnte ich aus irgend einer seiner Aeußerungen entnehmen, daß er nicht gutgesinnt in Gedanken und Taten war.immer nur ging sein Streben nach Recht und Gerechtigkeit. Somit konnte ich daraus schließen, daß nicht etwa die Sozialdemokratie daran schuld sei, wenn der Mensch auf Abwege gerate.

Unjere Familie vermehrte sich ziemlich stark. Über troß aller Sorgen blieb das gute Einvernehmen zwischen meinem Manne und mir erhalten. Wir arbeiteten fleißig, um ja nicht der Armgängigkeit und den Wohltagen der Reichen anheimzufallen. Krankheiten und andere Heimsuchungen blieben uns auch nicht fern. Wir wohnten in einem kleinen Dörflein, das zum Großteil von Leuten katholischer Konfession bewohnt war. Die Sozialdemokratie wurde besonders gehaßt. Da brach ein schweres Unglück über uns herein. Unser Heim lag hart am See. Trotz den wachsamen Mutteraugen wurde ein liebes Kind ein Raub des stillen blauen Sees. Das war ein furchtbarer Schmerz, den wir still in unseren Herzen trugen. Über doppelt weh tat die Wunde, als sich das Gerücht verbreitete, der Tod des Kindleins wäre eine Strafe dafür, daß unsere Kinder nicht nach dem katholischen Glauben getauft und erzogen wurden, und der Mann noch der roten Partei angehöre.

Geraume Zeit nachher kehrte das Unglück wieder. Ein anderes Kind erkrankte. Eine harte Zeit der Prüfung kam für uns. Tag und Nacht brachten wir, mein Mann und ich, abwechselnd am Krankenlager zu. Der Kummer und die Sorgen erdrückten uns fast. Der schmale Verdienst reichte kaum fürs nackte Leben und die Kosten wurden immer größer. Von den Aerzten wurde unser Kind aufgegeben, doch die Liebe zu den übrigen Kindern ließ uns alles ertragen und machte uns stark dem Unglück gegenüber. Ein zweites Mal wurden die heftigsten Vorwürfe erhoben betreffend unseres Glaubens und der Parteisache. Nur darum müßten wir so schwere Schicksale durchmachen, damit wir zur Einsicht kommen sollten, daß sich der Mann zum katholischen Glauben bekennen müßte und daß auch die Kinder umgetauft würden. Ohne das hätten wir kein Glück mehr zu erwarten. Alles wurde natürlich nur immer hinter mich gestellt, so daß ich manchmal fast verzweifelte. Der tobende Kampf in meinem Innern legte sich aber bald. Die trostreichsten liebevollen Worte eines evangelischen Geistlichen brachten mir Beruhigung und ich erinnere mich ihrer heute noch mit Gefühlen der Dankbarkeit.

Sobald die familiären Verhältnisse es mir gestatteten, besuchte ich die Vorträge des Genossen H. und des Pfarrers E. Immer mehr wurde ich aufgeklärt über die Ziele der Sozialdemokratie, die den Kampf gegen jegliche Ausbeutung der Menschen aufgenommen hat, den Kampf für Recht, Freiheit und Gleichheit. Unablässig wehrt sich die Arbeiterschaft für das Wohl der Kinder, der Familie. Nicht zum Kanonenfutter für den gefräßigen Militarismus und Kapitalismus sollen unsere Kinder erzogen werden, sondern für den Kampf gegen den Krieg und für den dauernden Frieden. Wir haben genug des wahnsinnigen Mordens, des bestialischen Blutvergießens. Empor zur Brüderlichkeit, zur sozialistischen Gemeinwirtschaft und Geistesgemeinschaft, sei unsere Lösung! Darum, liebe Genossinnen, arbeitet Hand in Hand mit den Arbeitsbrüdern und besucht fleißig die Versammlungen, damit ihr immer tatkräftiger zu wirken lernt für die großen Aufgaben der Menschheitsbefreiung.